

sense we can read ‘Der Tod des Empedokles’ as a work that sets out to show in *tragic* terms what Hölderlin expressed at the end of the second volume of ‘Hyperion’: “The dissonances of the world are like lovers’ feuds. In the midst of strife is reconciliation, and everything that is sundered comes together again.”<sup>2</sup> In the coming together of love and strife the poet finds a way to grasp the situation of human being within being itself as an ever-recurring procession of oppositional energies that come together only fleetingly in a *kairos* moment that the poet designates as “the fitting hour” (120). Tragedy concerns the “fit” of human being within an order in which it often does not fit – or rather, is not seen to fit. What is truly fitting here is that we do not make the fit; we accede to it in a way that allows us to fit at all. Hölderlin reached far to try and make this fit work, but ultimately abandoned his project of a modern German “Greek” form of tragedy. And yet in the attempt to translate the tragic insight of Sophocles into the recalcitrant forms of German grammar and syntax, Hölderlin confronted the very irreconcilability at the heart of tragedy itself. That he failed in his attempt to reconcile this irreconcilability is part of the lesson that we might draw from his work. Perhaps reading this tragedy again we might grasp something of this great effort and of our own need to revisit these problems as a way of finding our proper fit within the great order of a world ever marked by the same forces of love and strife as in Hölderlin’s beloved ‘Empedocles’.

Charles Bambach

<sup>2</sup> Friedrich Hölderlin. Sämtliche Werke und Briefe [Klassiker Ausgabe = KA], hrsg. von Jochen Schmidt, 3 Bde., Frankfurt a.M. 1992–1994; hier KA II: Hyperion. Empedokles. Aufsätze. Übersetzungen, 1994, 175.

## Eine Replik

Von

Giuseppe Bevilacqua

Zunächst möchte ich mich bei meinen Rezensenten Luigi Reitani,<sup>1</sup> wie schon vor vier Jahren,<sup>2</sup> und bei Michael Franz<sup>3</sup> sowie bei den Herausgebern des Hölderlin-Jahrbuchs bedanken, die meine Replik aufnehmen. Ich habe in meinem Buch fünf Probleme zur Sprache gebracht: 1) Die Datierung der Handschrift Marbach 53; 2) die Echtheit von ‘Der Spaziergang’ und ‘Das fröhliche Leben’; 3) ob Hölderlin im Juni 1802 in Frankfurt war; 4) die Urheberschaft von ‘Wenn aus der Ferne’; 5) die Enträtselung von „Killalusimeno“.

Beim ersten Punkt scheint Franz mit meiner Datierung (erste zwanziger Jahre) grundsätzlich einverstanden zu sein. Bei Punkt 2 beschränkt er sich darauf, mein „Verdikt“ – wie er es nennt – der Unechtheit beider Gedichte zu erwähnen, ohne sich zu dem Problem zu äußern. (Ich will hoffen, dies bedeutet ein stilles Einvernehmen, wie man auf italienisch sagt: wer schweigt, stimmt zu (*chi tace acconsente*). Insofern würde sich eine Replik erübrigen. Aber bei Punkt 3, 4, 5 divergieren unsere Meinungen. Zu Punkt 3: Ich versuchte, Bertaux’ These mit neuen Argumenten zu bestätigen. Franz hält diese für „mehr als anfechtbar“, und zwar allein auf Grund des angeblich langen Aufenthalts des Dichters in Paris während der Rückreise von Bordeaux. Zu Punkt 4: Ich habe die Authentizität von ‘Wenn aus der Ferne’ zunächst aus stilkritischen und

HÖLDERLIN-JAHRBUCH [HJb] 38, 2012–2013, Tübingen/Eggingen 2013, 313–321.

<sup>1</sup> Luigi Reitani: Una questione hölderliniana. Follia e poesia nel tardo Hölderlin. In: HJb 35, 2006–2007, 421–427 (Rezension der italienischen Ausgabe).

<sup>2</sup> Giuseppe Bevilacqua: Anmerkungen zu Luigi Reitani’s Rezension der Studie von Giuseppe Bevilacqua: Una questione hölderliniana. Follia e poesia nel tardo Hölderlin. In: HJb 36, 2008–2009, 364–371.

<sup>3</sup> Michael Franz: G. Bevilacqua. Eine Hölderlin-Frage. In: Arbitrium 57, 2001, 229–234. – Michael Franz: „Killalusimeno“. In: HJb 37, 2011–2012, 273–281.

inhaltlichen Gründen in Frage gestellt, die Franz als subjektive Meinungen gelten lässt. Er konzentriert sich auf die allerdings zentrale Frage, ob denn der kranke Dichter in den Jahren von 1807 bis in die zwanziger Jahre überhaupt imstande war, jene 51 Verse sich auszudenken, zu verarbeiten (und wir müssten dann „getürmte Varianten“ vermuten, wie Beißner sie nannte) und zuletzt sie ordentlich abzuschreiben; denn Marbach 53 enthält doch eine Reinschrift. Konzepte oder Rohfassungen sind nicht erhalten. Auf jene Grundfrage gebe ich eine negative Antwort, denn ich gehe davon aus, dass Hölderlins Geisteskrankheit eine ganz schwere, chronische Schizophrenie gewesen ist, was selbst von der Obduktion bestätigt wurde. Das Verfassen von 'Wenn aus der Ferne' wäre aber in diesem Zustand undenkbar.

Franz mag prinzipiell damit einverstanden sein, aber er wendet ein, Hölderlin hätte infolge einer Remission, d. h. einer vorläufigen Genesung, die Texte von Marbach 53 doch wohl schreiben können. Diesbezüglich macht er mir einen Vorwurf. Gesetzt dass sie 1823/24 geschrieben wurden, „dann stammen sie aus einer Zeit, in der für Hölderlin ein außergewöhnliches Vorkommnis bezeugt ist, das Bevilacqua jedoch nur einmal am Rande – und dann auch noch in verkürzter Form und mit falscher Quellenangabe (Gustav Schwab statt Christoph Th. Schwab, S. 104) – erwähnt, nämlich ein »Aufleben, da sein Geist sich wieder zu öffnen schien«“. Danke für den verbesserten Lapsus, aber darf ich den ganzen von mir zitierten Passus hier wiedergeben? „Bei einem solchen Aufleben, da sein Geist sich wieder zu öffnen schien für die Interessen, die ihn sonst bewegt hatten, glaubte man sich zu weiteren Hoffnungen berechtigt, allein man fand sich bald enttäuscht, nach der *augenblicklichen* [kursiv gesetzt, G. B.] Anspannung kehrte die vorige Apathie und Verwirrung wieder zurück.“ Die vier von Franz ausgelassenen Zeilen beweisen, dass jenes Aufleben eben nur ein Schein war. Und das reichte mir. Es ist bekannt, dass bei Geisteskranken eine anfängliche, kurze vernünftige Reaktion in Gespräch und Haltung ein spezifisches Kennzeichen der Schizophrenie ist. Davon habe ich sogar ein klares Beispiel aus 'Don Quijote' erwähnt<sup>4</sup> und von Karl Leonhard, einem der angesehensten Psychiater, folgende Behauptung zitiert: „Wenn er [Hölderlin] im Beginn eines Gesprächs oft einige vernünftige Worte sprach, um

<sup>4</sup> Vgl. Cervantes: Don Quijote, München 1979, 550f.

dann erst verworren zu werden, so ist das besonders charakteristisch, da Kranke, die sonst völlig unverständliche Äußerungen tun, fast regelmäßig bei Gesprächen, die aus einer konkreten Situation kommen, einige vernünftige Antworten geben.“

Aber zur Erhärtung seiner These greift Franz auch zu dem Text, der die Hauptquelle der verbreiteten Legende einer Genesung im März 1823 darstellt. Ich habe den Text nicht herangezogen, weil ich ihn zur Unterstützung jener These für unbedeutend oder sogar eher im entgegengesetzten Sinne bedeutend hielt. Es handelt sich um eine handschriftliche Notiz des Publizisten Gustav Schlesier aus dem Jahr 1844. Damit die Leser dieser Replik sie vor sich haben, möchte ich sie hier ganz wiedergeben:

In den Papieren aus späterer Zeit findet sich noch ein kurzes Briefchen Hölderlin's an den Bruder, vom März 1823. Diesen sendete *Ernst Zimmer*, in dessen Hause *H.* lebte, an die Kammerräthin *Gock* nach Nürtingen, u. schrieb dazu (23. März): seit Kurzem schein *H.* wie aus einem langen Traum erwacht. Er sei den ganzen Tag bei ihnen. Als man ihm sagte, daß sein Bruder in Stuttgart Hofrath wäre, rief er: Was Hofrath? Hofrath? ich habe ihn, solange ich hier bin, nicht mehr gesehen, ich muß an ihn schreiben. Er schrieb auch nachher wirklich an ihn. Diesen Brief legt *Z.* der Mutter *H.*'s bei, damit sie ihn nach Stuttgart befördere. Dann sagt er: „Er lies't jetzt auch die Zeitung u. fragte mich, ob denn Württemberg ein Königreich sei. Er staunte ebenso, als ich es bejahte. An den Griechen nimmt er Antheil u. lies't mit Aufmerksamkeit ihre Siege. Letzhin [sic] sagte ich ihm, daß der ganze Peloponesus von den Türken befreit sei. Das ist erstaunlich, rief er, es freut mich! [...] Den Hyperion kann ich Ihnen nicht mehr zurückschicken. Er liest täglich darin, auch Übersetzungen aus griechischen Dichtern von *Conz* lies't er.“

(StA VII 2, Nr. 461, 565)<sup>5</sup>

Jetzt sehen wir, warum ich diese Notiz anders lese als mein Rezensent und viele andere. Der Brief an den Bruder (vgl. StA VI, Nr. 312, 469) ist eine jener kurzen, ganz stereotypischen Episteln, die er nur auf Veran-

<sup>5</sup> Hölderlin. Sämtliche Werke. Stuttgarter Ausgabe [StA], hrsg. von Friedrich Beißner, Adolf Beck und Ute Oelmann, 8 in 15 Bdn., Stuttgart 1943–1985.

lassung von Zimmer ab und zu an die Mutter richtete. Aber Hölderlin behauptet, wie Schlesier notiert, er müsse ihm schreiben, weil er den Bruder nicht mehr gesehen habe „solange ich hier bin“. Das ist falsch. Der Bruder hatte ihn zwei Jahre zuvor besucht. Im Spiel ist also offensichtlich die pathologisch bedingte, totale Aversion gegen die Verwandten, die er partout nicht sehen wollte (Zimmer). Als man ihm sagte, dass sein Bruder in Stuttgart Hofrat wäre, rief er: „Was Hofrath? Hofrath?“ Prototyp von dieser Antwort ist das berühmte „Hat er eins gemacht?“, als man ihm sagte, dass Haug ein schönes Gedicht gemacht hätte. Das kennt man gut aus dem Umgang mit Schizophrenen: es ist der typische zufällig hingeworfene Ausruf, der, oft bei fingierter Überraschung, einerseits die totale Teilnahmslosigkeit, gar Fremdheit, andererseits die Fähigkeit des Irren, „in konkreten Situationen“ kurz bei der Sache zu sein, zeigt. Solcherart sind auch die anderen Antworten, von denen man bei Schlesier liest. Hölderlin fragt Zimmer, ob denn Württemberg ein Königreich sei: „Er staunte ebenso, als ich es bejahte.“ Nun, Württemberg war seit fast zwanzig Jahren ein Königreich. Hölderlin soll durch die Lektüre der Zeitung die Ereignisse in Griechenland verfolgen, aber als man ihm sagt, dass der Peloponnes befreit sei, reagierte er: „Das ist erstaunlich, rief er, es freut mich!“ Es sind eben die Antworten, von denen ich oben sprach. Aber am meisten verraten die letzten Zeilen in dem Brief Zimmers, dass Hölderlin nach wie vor schwer geisteskrank war. Zimmer wollte in diesem wie in allen übrigen periodischen Briefen die ferne Mutter beruhigen und ihr nur tröstende Mitteilungen zukommen lassen; aber vielleicht hatte er auch schon bemerkt, dass das mit dem ‘Hyperion’ keine war. Ganz im Gegenteil. Hölderlin ignorierte vollkommen während aller Turmjahre sein bei weitem wichtigstes lyrisches Werk; aber als er den Roman in die Hand bekam, fing er an, rasend wie ein Besessener bei lauter Stimme stundenlang darin zu lesen, in Anwesenheit anderer oder ganz allein in seinem kleinen Zimmer, ab und zu merkwürdige Ausrufe dabei einschiebend. Waiblinger:

Womit er sich Tagelang beschäftigen kann, das ist sein Hyperion. Hundertmal, wenn ich zu ihm kam, hört ich ihn schon außen mit lauter Stimme declamieren. Sein Pathos ist groß, und Hyperion liegt beynahe immer aufgeschlagen da. Er las mir oft daraus vor. Hatte er eine Stelle weg, so fieng er an mit heftigen Gebärdenspiel zu rufen: „O schön,

schön! Eure Majestät!“ – Dann las er wieder, dann konnte er plötzlich hinzusetzen: „Sehen Sie, gnädiger Herr, ein Komma!“ (StA VII 3, 65 f.)

Dieser tagtägliche manische Umgang mit dem ‘Hyperion’ dürfte wohl hauptsächlich während der langen Stunden auf dem Österberg stattgefunden haben. Es ist eine durchhaus<sup>1</sup> annehmbare Hypothese (für mich persönlich aber eine feste Überzeugung), dass Waiblinger, „der ein Dichter ist“, wiederum gefragt, „was ich gearbeitet hätte, und ob ich fleißig gewesen sey“, eine eigene Fortsetzung des Romans vorlegte (nach dem bekannten Schluss „Nächstens mehr“): einen Brief Diotimas aus dem Jenseits und eine Ode. Und schönes Schreibpapier hat man auch mitgebracht. Ob der Herr Bibliothekar nicht eine Kopie für sich schreiben will, am Pult, vor dem er so oft und gerne steht, um Eigenes zu dichten? Franz teilt diese Lektüre des höchst problematischen Inhalts des Marbach 53 nicht und freundlich scherzend schreibt er, das sei „eine romantische Szene“, um nicht direkt zu sagen: eine hübsche, aber ganz leere Erfindung. In meinen Augen ist da nichts Romantisches: ein armes irr gewordenes Genie ist einem jungen Plagiator ausgeliefert. Die ‚Szene‘ würde ich eher als tragisch empfinden.

Nebenbei möchte ich daran erinnern, dass es damals kein Skandal war, eine Fortsetzung irgendeines beliebten Meisterwerks zu schreiben und zu veröffentlichen, sei es unter dem eigenen Namen oder unter einem Pseudonym, oder drittens unter dem Namen des nachgeahmten Autors: was allerdings dann ein strafbares Apokryph wäre, wohl in der neurotisch-eitlen Erwartung, dass ein maßgebender Kritiker jene Fortsetzung für authentisch hält. Man kann vermuten, dass das Marbach 53 nicht lange nach der Verfertigung an Eduard Mörike gekommen ist. Und damit Schluss mit der Hölderlin-Hauptfrage, auf die sich der Titel meines Buches bezieht. Aber es sei mir erlaubt, auch in Bezug auf Punkt 5 meinen Dissens gegenüber Franz zu äußern.

Er hat meine Enträtselung des seltsamen Decknamens Killalusimeno strikt abgelehnt. Darf ich erklären, wie ich zu ihr gekommen bin? Ich ging davon aus, dass alle Decknamen italienisch sind. Killalusimeno schien allen Kritikern eine Ausnahme zu sein, mit einem gewissen Recht, weil das K im italienischen Alphabet nicht vorkommt. Dafür erinnert die Endung an *μενος*, und dass der Übersetzer von Sophokles

sich einen griechischen Decknamen aneignete, das schien allen naheliegend. Daher mehrere Versuche in dieser Richtung; mir scheint, ohne überzeugende Ergebnisse. Ich meinerseits ließ mir einfallen, dass uns jenes Wort von Waiblinger, d.h. von jemandem, der damals kein Italienisch konnte, überliefert wurde. Alle Pseudonyme von Hölderlin sind bekannte italienische Personennamen, was man von einem signor Killalusimeno bestimmt nicht sagen könnte. Aber Waiblinger kann mit *Ki* ein italienisches *Chi* geschrieben haben. Chillalusimeno? Auch kein italienischer Taufname, aber wohl in der so geschriebenen ersten Silbe ein sehr übliches Personalpronomen; und dieses – wie das deutsche *wer* – wird vor einem Verb stehen. Ich buchstabierte und teilte den langen Ausdruck in Silben und es erschien sofort: *chi l'ha, l'usi meno*. Eine absolute Homophonie.

Aber es blieb die Frage offen: In welchem Zusammenhang steht das merkwürdige Syntagma mit dem Kontext? Man weiß, dass Hölderlin wütend seinen Familiennamen verweigerte, wenn jemand es wagte, ihn auszusprechen. Hier dagegen schwört er spontan und ganz ungeniert seinem Namen ab. Diesmal schreit er nicht rasend: „Ich heiße nicht so“, sondern sagt ruhig einnehmend: „Ich bin, mein Herr, nicht mehr von demselben Namen.“ Nicht mehr: das bedeutet, dass er früher jenen Namen getragen hat. Aber er soll einmal zu J. G. Fischer gesagt haben: „Ich habe nie Hölderlin geheißen“ (StA VII 3, 294). Der hier gemeinte kann also nicht der verhasste, abgeschworene Nachname sein. Zu bemerken ist auch, dass Hölderlin hier nicht wie sonst das Verb *heißen* verwendet, sondern er sagt, dass er nicht von *demselben* Namen ist. Von dem eigenen oder von dem eines anderen?

Eine Antwort kann man nur aus dem Kontext deduzieren, den ich hier etwas breiter als Franz zitieren muss:

Er [Hölderlin] erinnerte sich Matthissons, Schillers, Zollikofers, Lavaters, Heinses und vieler anderer, nur, wie ich schon bemerkt, Goethe's nicht. Sein Gedächtniß zeigte noch Kraft und Dauer. Ich fand es einmal befremdend, daß er das Porträt Fridrichs des Großen an der Wand hängen hatte und fragte ihn deßhalb. Er sagte mir: „Das haben Sie schon einmal bemerkt, Herr Baron“; und ich erinnerte mich nun selbst es wohl viele Monate vorher bemerkt zu haben. So erkennt er auch alle wieder, die er gesehen. Er vergaß nie, daß ich Dichter bin, und fragte mich

unzähligemal, was ich gearbeitet hätte, und ob ich fleißig gewesen sey. Dann konnte er aber freylich sogleich hinzusetzen: „Ich, mein Herr, bin nicht mehr von demselben Namen, ich heiße nun Killalusimeno.“ (StA VII 3, 68 f.)

Die kohärente Absicht des ganzen Absatzes ist, es zu beweisen, dass Hölderlin sein Gedächtnis gar nicht verloren hat, wie man glauben könnte. Zu diesem Zweck bringt Waiblinger vier Beweise: 1) Schiller und andere Schriftsteller und Freunde hat er gar nicht vergessen. 2) Er hat eine vor vielen Monaten an Waiblinger gegebene Antwort noch präsent. 3) Alle gesehenen Personen erkennt er wieder. 4) Er erinnert sich, dass auch Waiblinger dichtet. Drei von diesen Beweisen – wie ich sie genannt habe – berichten von Umständen, die nach wie vor gültig sind, auch während er schreibt; deswegen stehen sie im Präsens. Der zweite dagegen ist eine Episode und wird deswegen im Präteritum erzählt. Waiblinger hat die Erzählung unterbrochen, um auch Beweise 3 und 4 zu bringen. Danach nimmt er die Erzählung jener Episode wieder auf, denn Hölderlin hatte nach dem etwas genierten Vorwurf wegen der wiederholten Frage auch noch *sogleich* etwas anderes *hinzugesetzt*. Nach was, sogleich? Zu was, hinzu? Doch zu dem kurz vorher Gesagten. Auf Grund dieser Lektüre deduziere ich, dass in der Fortsetzung eines Gesprächs, das Friedrich den Großen betraf, Hölderlin wissen lassen wollte, dass er nicht mehr von demselben Namen des hochverehrten Monarchen sei, dessen Gestalt als einziges Bild, fast wie eine religiöse Imago, im Zimmer thront. In diesem Sinne fordert Hölderlin auch die anderen unzähligen Träger des Namens auf, „ihn nicht umsonst zu nennen“, ihn weniger oder am Besten gar nicht zu verwenden. *Chi l'ha, l'usi meno*. So war Hölderlin überzeugt, dass auch der achtungsvolle Schiller sich an Stelle seines Taufnamens Friedrich einen anderen gewählt habe (StA VIII, 38). Eine solche „italienische Lösung“ (Franz) schien mir nicht nur richtig, sondern auch einfach. Nicht ebenso Franz.

In einer im Hölderlin-Jahrbuch 37 erschienenen Miscelle schreibt Franz: „Für Bevilacqua handelt es sich [...] im Ganzen also nur um *ein* Gespräch.“ Richtig. Aber gerade davon distanziert sich Franz radikal: „Wer die ganze Passage aufmerksam liest, wird jedoch sofort bemerken, dass hier Apophthegmen aneinandergereiht werden, die zu den unterschiedlichsten Gelegenheiten geäußert worden sind.“ Der Grund?

Die Tatsache, dass einige Sätze im Präteritum und andere wiederum im Präsens stehen. Dieser Grund leuchtet mir nicht ein. In der ganzen Biographie alterniert Waiblinger Präteritum und Präsens, wenn er in eine Erzählung von geschehenen Fakten oder Situationen aus der Vergangenheit eigene bzw. fremde, immer noch gültige Erwägungen und Reflexionen hineinstreut. Das muss nicht bedeuten, dass die Erzählung unterbrochen wurde und was folgt mit ihr nichts zu tun hat, vor allem wenn das durch verbindende Worte signalisiert wird. Wie in diesem Fall. Aber Franz verbindet nicht das *Dann* ... usw., wie ich meine, mit dem soeben vom Dichter gesagten: *Das haben Sie* ... usw., sondern merkwürdigerweise mit der dazwischen geschobenen Anerkennung der dichterischen Begabung Waiblingers, denn nach Franz sollte beides, nicht nur diese Anerkennung, sondern auch die Mitteilung des geänderten Namens, „*unzählige Male*“ geschehen sein.

Die Wahl der Formulierung „konnte er ...“ soll deutlich machen, dass dies keineswegs nur ein einziges Mal, sondern eben gelegentlich geschehen ist. Gelegentlich, das heißt „bei dieser oder jener Gelegenheit“, bzw. „bei irgendeinem dieser unzähligen Male“. [...] Die genaue sprachliche Analyse des Textes zeigt also, dass es für die Verknüpfung des „Dann“ mit dem vorausgegangenem „Friedrich“-Gespräch keinen Grund gibt; im Gegenteil: Die gesamte Komposition des Textes spricht gegen eine solche Verknüpfung. Dann aber fehlt dem angeblichen Pronomen „I“ („es“, „ihn“, oder „sie“?) in dem präsupponierten italienischen Satz ein Referenzpunkt, auf den es sich beziehen könnte, so dass der Satz zu einer sinnvollen Aussage würde.<sup>6</sup>

Wieso wäre das italienische *chi* ein „angebliches“ Pronomen? Es kann ein Maskulinum (lo) oder ein Femininum (la) sein. Es bliebe allerdings in der Verkürzung zweideutig, aber nur so lange man keinen Referenzpunkt hat. Aber ich habe einen solchen Bezug vorgeschlagen: Das Pronomen meint den Namen Friedrich, so dass man es als Maskulinum lesen muss, auf italienisch wie auf deutsch: „Wer ihn hat, verwende ihn weniger.“

Akrobatische Versuche, von Bertaux und anderen, griechische Ausdrücke zusammenzufügen, die Killalusimeno mehr oder weniger äh-

lich sind, überzeugen mich nicht. Aber der Rezensierte wird hier den Rezensenten nicht rezensieren: Er überlässt dem kompetenten Leser das Urteil über die von Michael Franz vorgeschlagene, subtil durchdachte „altgriechische Lösung“. Bei Killalusimeno liest er

[...] das Wort „kallilousómenos“ (\*καλλιλουσόμενος). Das Wort würde dann bedeuten: „der sich schön waschen werdende“; der, der sich schön waschen wird. Ein solcher Name scheint in den Zusammenhang solcher Gedanken zu passen, wie sie – doch wohl aufgrund Hölderlin'scher Texte aus dem Turm – in Waiblingers 'Phaëthon'-Roman überliefert sind: „Reinheit aber ist auch Schönheit.“<sup>7</sup>

<sup>6</sup> Franz, „Killalusimeno“ [Anm. 3], 276.

<sup>7</sup> Ebd., 279.